

Kierkegaard und die Post-Moderne

Das Märchen von den drei Wünschen ist alt und wohlbekannt. Bei Sören Kierkegaard findet sich seine Gestalt leicht verändert: keine Fee tritt auf, sondern die Götter Griechenlands, und es ist von den drei Wünschen nur einer übriggeblieben.

„Aus besonderer Gnade wurde mir die Gunst gewährt, einen Wunsch zu tun. Willst du, sprach Merkur, Jugend oder Schönheit oder Macht oder ein langes Leben oder das schönste Mädchen oder eine andere Herrlichkeit von den vielen, die wir in unserer Rumpelkiste haben? Ich war einen Augenblick unschlüssig, dann wandte ich mich mit folgenden Worten an die Götter: Hochverehrte Zeitgenossen, eines wähle ich, daß ich immer die Lacher auf meiner Seite haben möge. Da war auch nicht ein Gott, der ein Wort erwiderte, hingegen fingen sie alle an zu lachen. Daraus schloß ich, daß meine Bitte erfüllt sei, und fand, daß die Götter verstünden, sich mit Geschmack auszudrücken; denn es wäre ja doch unpassend gewesen, ernsthaft zu antworten: Es sei dir gewährt.“

Wie durch eine humoristische Gasse, ohne sich gleich im verwinkelten und schwer überschaubaren philosophischen Kopenhagen zurechtfinden zu müssen, kommt man durch diese Anekdote ins Zentrum der Kierkegaardschen Schriftstellerei. Gassen, Umwege, Nebenstraßen. Der Leser hat gefaßt zu sein auf das Indirekte, Versteckte, Nebensächliche, darin findet er Kierkegaard, der die Ironie liebt, die lobend tadelt, den Bauchredner, der zu schweigen scheint, während er spricht, den Meisterdieb, der stiehlt um zu schenken.

Kierkegaard unternahm regelmäßige und ausgedehnte Kutschfahrten aufs Land. Besonders gerne ließ er sich zu einem Platz bringen, an welchem man, noch heute, unter acht Wegen wählen kann, die von dort in die umliegenden Wälder führen. Dort pflegte der "Magister der Ironie", wie er genannt wurde, stundenlang zu meditieren. Welchen Weg soll ich nehmen? Welcher Weg führt ans Ziel, welcher im Kreis herum, welcher nirgendwohin? Gibt es einen Weg, der ans Ziel führt, oder gibt es so ein Ziel überhaupt nicht? Gibt es am Ende nur einen Weg, und alle Wege führen also ans

Ziel? Fragen machen das Leben Kierkegaards aus, nicht Antworten. Und sein erster Buchtitel ist, natürlich, eine Frage: "Entweder-Oder?"

Sören Kierkegaard ist ein Spiegel der Post-Moderne, ein fest und breit gerahmter Spiegel allerdings. Er ist ein post-moderner Traditionalist, ein todernster Sprachspieler, ein Aufklärer, dessen Credo es ist, daß der Mensch nicht aufgeklärt werden kann. Vom Selbstverständnis der Post-Modernen trennt ihn sein christlicher Glaube. Mit ihm stellt er der eigenen Schriftstellerei nach, pariert aber auch die Angriffe des Relativismus. Kierkegaard schreibt mit beiden Händen, er schreibt Erbauungstraktate und Satiren, Predigten und Glossen. Was er sagt, nimmt er zurück und das Zurückgenommene gibt er wieder zu. Das hört sich dann so an:

„Ich mag gar nichts, ich mag nicht gehen, das strengt an; ich mag mich nicht hinlegen; denn entweder bliebe ich dann lange liegen, und das mag ich nicht, oder ich stünde gleich wieder auf, und das mag ich auch nicht; ich mag nicht reiten, das ist eine zu kräftige Bewegung im Verhältnis zu meiner Apathie; ich mag nur kutschieren; gemächlich, gleichmäßig gerüttelt eine Menge Gegenstände an mir vorbeigleiten lassen, bei jedem hübschen Fleck verweilen, bloß um meine Mattigkeit zu fühlen; kurz gesagt: ich mag auch dies, was ich geschrieben habe, nicht schreiben, und ich mag es auch nicht auslöschen.“

So verwirrend schreibt Kierkegaard. Da brilliert er in Hegelscher Dialektik, da variiert er Novalis' "Monolog", da spielt er mit der Nihilismusthematik, daß man an Oblomov denken muß. Alle Themen und Überzeugungen schwimmen im poetischen Wechselstrom und verändern je nach dem Widerstand des Lesers ihre Funktion und Kraft.

Neben Nietzsche und Heidegger scheint er, und dafür gibt es Anzeichen vor allem in den USA und in Japan, wohin sich die bedeutende Kierkegaard-Forschung verlagert hat, der dritte Stammvater der Post-Moderne zu werden. Sein Werk: ein intellektueller Selbstbedienungsladen, wie es ihn heute nicht mehr zu geben scheint. In ihm ist der vielleicht einzigartige Fall zu entdecken, wie jemand mit den Problemen und den Mitteln unserer Gegenwart am Anfang des 19. Jahrhunderts operiert, oder besser: laviert und sich das vom ersten Augenblick an bis zuletzt verbietet. Ja,

verbieten ist eigentlich ein viel zu statisches Wort für das, was man als den lebenslangen Konflikt und Kampf Kierkegaards ansehen muß. Kein anderer Schriftsteller hat je versucht, sein zutiefst polymorphes und heterogenes Werk in eine Inszenierung einzupassen, die ihm selbst und seinen Lesern weismachen soll, daß das, was gespielt wird, nicht das ist, was eigentlich stattzufinden hätte. Zweimal schreibt Kierkegaard Bücher, in der Mitte und am Ende seiner Schaffenszeit, die seine anderen Bücher interpretieren, werten - und einordnen. Dabei haßt er Ordnungen und Systeme. Ein geliebter Feind diesbezüglich ist Hegel, dem er vorwirft, sein gesamtes Werk einem Plan, einem System untergeordnet zu haben.

„Wofern Hegel seine ganze Logik geschrieben und im Vorwort geschrieben hätte, sie sei nur ein Gedankenexperiment, bei dem er sich sogar an vielen Stellen um etwas herumgedrückt habe, so wäre er wohl der größte Denker, der gelebt hätte. Nun ist er komisch.“

Wer etwas systematisch erklärt, kann nur eine Erklärung zulassen, die nämlich, die sich aus dem System ableiten läßt. Mehrere Erklärungen ein und derselben Sache knacken das System. Schon für Kierkegaard ist die hermeneutische Diktatur, die den einen Sinn sucht und ihn im Namen irgendeines Systems herbeizwingen will, nur komisch. Die Post-Modernen, von Umberto Eco bis Paul de Man, betonen unablässig die Unentscheidbarkeit, die Heterogenität, den Dissens, das Paradoxon. Der Text, so schreibt Umberto Eco, ist eine "träge Maschine", die dem Leser ein hartes Stück Mitarbeit abverlangt. Jeder Leser bedient diese Maschine auf die ihm mögliche Art, er nutzt und benutzt sie zu dem ihm möglichen Zweck. Alles, Texte inklusive, hält zahlreiche Möglichkeiten des Gebrauchs bereit. Ein Text, hat einmal Hans Magnus Enzensberger geschrieben, kann in der Hand eines Deutschlehrers zu einer Waffe werden.

Für diesen Streit der Interpretationen hat Kierkegaard eine Geschichte erfunden, wie man überhaupt sagen kann, daß sein Talent sich dann entfaltet, wenn er philosophische Probleme in Geschichten verwandeln kann. Die Methode, mit der er diese Praxis reflektiert, nennt er 'indirekte Mitteilung'. Das heißt nichts anderes, als daß die Wahrheit nur erzählt werden kann; und nicht gelehrt, bewiesen, als Resultat tradiert. Die Geschichte, die vom Streit zwischen der einen und den vielen

Interpretationen erzählt, spricht zwei Möglichkeiten der Rezeption an. Beide stehen sich in der Diskussion um die Post-Moderne heute gegenüber.

„Wenn ein Mensch einen Brief besäße, von dem er wüßte oder glaubte, daß er eine Aufklärung enthalte über das, was er für seines Lebens Seligkeit ansehen müßte, die Schriftzeichen aber wären fein und blaß, die Handschrift fast unleserlich, so würde er zwar mit Angst und Unruhe, mit aller Leidenschaft lesen und wieder lesen und in einem Augenblick den einen Sinn herausbekommen, im nächsten einen andern, nachdem er, wenn er mit Bestimmtheit meinte, ein Wort gelesen zu haben, alles nach diesem erklären würde; niemals aber würde er weiter kommen als bis zu derselben Ungewißheit, mit der er begann. Er würde starren, immer ängstlicher, doch je mehr er starrte, um so weniger sähe er; sein Auge würde sich bisweilen mit Tränen füllen, aber je öfter das geschähe, um so weniger sähe er; im Laufe der Zeit würde die Schrift blasser und blasser und undeutlicher, zuletzt würde das Papier zerfallen, und ihm bliebe nichts als tränenblinde Augen.“

Kierkegaard hat das Phänomen ausgeweitet, nicht nur die Texte, das Leben selbst steht dabei auf dem Spiel. Der, der da liest, erinnert an die stolze Frau des Märchens, die Könige und Prinzen in der Hoffnung abweist, einen noch Besseren zu finden, und die zuletzt mit einem Bettler vorlieb nehmen muß. Der, der den Brief liest, versucht die eine, für ihn scheinbar unersetzliche Botschaft aus den feinen und blassen Schriftzeichen zu destillieren, aber das Objekt seiner Begierde verdampft vor seinen Augen. Er ist damit dem Wartenden ähnlich, der in Kafkas Geschichte "Vor dem Gesetz" meint, auf das erlösende Signal warten zu müssen. Die Krux besteht darin: es ist der richtige Brief, es ist der richtige Eingang. Das, was der Lesende und der Wartende tun, das ist falsch. Für Kierkegaard ist es wichtig, "daß ich mit mir selbst ins reine darüber komme, was ich tun soll, nicht darüber, was ich erkennen soll." Lesen und warten, das ist eben zu wenig. Das Leben ist eine beständige Wiederholung, ein Möbiusband von Versuch und Irrtum. Und es kommt nicht so sehr darauf an, was man bekommt, sondern darauf, wie man handelt, reagiert - und sei es mit einem Lachen. Spätestens seit Umberto Ecos "Name der Rose" wissen wir ja, welche fulminante Bedeutung das Lachen haben kann.

"Der Name der Rose" gilt als exemplarisch postmoderner Roman. Vor allem zwei Merkmale sollen ihn als solchen ausweisen, nämlich die exzessive Verwendung fremder Literaturen und das Fehlen eines die Handlung leitenden Plans. Es ist kaum zu übersehen, daß Eco's Held, William von Baskerville, Conan Doyle's Sherlock Holmes nachgebildet ist. Man vergleiche nur die semiotische Finesse Williams, die ihn ein nie gesehenes Pferd anhand dessen Spuren haarklein beschreiben läßt, mit der deduktiven Brillanz Holmes, welcher im "Hund von Baskerville" einen nie gesehenen Mann anhand seines Spazierstocks bis ins Detail vorstellen kann. Aber, und so ist das zweite Merkmal einzuführen, leiten die Spuren Holmes noch zum Täter, leitet dieselbe Methode William indessen nur noch in die Irre. Der große Plan, der es erlaubt, mittels Beweisketten zum Resultat zu gelangen, existiert bei Eco nicht mehr. Glaubt William zu Anfang noch, die Mordtaten mit der biblischen Vorlage der sieben Siegel erklären zu können, so muß er bald einsehen, daß es diesen oder ähnliche Pläne nicht gibt. Der einzige Plan, der existiert, ist der, den der Detektiv selbst erfindet. Es ist das Sprach-Spiel, der freie Fall der Zeichen, der den Schein der Einheit erzeugen kann, die indessen immer künstlich bleibt und nur erhalten werden kann durch die Erfindung neuer Zeichen. Kierkegaard hat das Dilemma, zugespitzt, in einen probaten Rat für Schriftsteller verwandelt.

„Man schreibt seine eigenen Betrachtungen nachlässig hin, man läßt sie drucken, und bei den verschiedenen Korrekturen werden einem dann nach und nach eine Menge guter Einfälle kommen. Faßt darum Mut, ihr, die ihr euch noch nicht erkähnt habt, etwas drucken zu lassen, auch Druckfehler sind nicht zu verachten.“

Man überlasse also die Texte den Maschinen, so daß zuletzt, nach einer genügenden Anzahl von Korrekturen, ein ganz anderer Text entstanden ist, als jener, den der Autor verfaßt hatte. Dieser neue Text, diese vollkommene Korrektur ähnelt zwar allen anderen Texten, nur daß für sie kein Autor mehr zeichnet. Womit man wieder bei Umberto Eco wäre, der in "Das Foucault'sche Pendel" einen Lektor davon träumen läßt, einen Roman von seinem Computer schreiben zu lassen.

In Kierkegaards Debüt "Entweder-Oder" treten zwei Personen auf, Johannes und Wilhelm. Johannes ist freier Autor, unterhält wechselnde Beziehungen zu Frauen, lebt mal hier mal dort und überhaupt in den Tag hinein und vermeidet es, seine

Prinzipien länger als vierundzwanzig Stunden zu konservieren. Wilhelm ist Beamter, verheiratet, plant penibel seine Zukunft, ist ein Reiheneckhausbewohner und strotzt vor Moral. Von diesen beiden existieren verschiedene Dokumente, und ein Herausgeber und Kommentator legt die beiden so unterschiedlichen Profile dem Leser zur Prüfung vor. Kierkegaard selbst ist es in seinen eigenen Rechenschaftsberichten nicht müde geworden, Johannes zu verteufeln und Wilhelms Engelsnatur herauszuputzen. Es ist eindeutig, daß nach seinem Willen der Leser sich für eine Position und zwar für die Wilhelms zu entscheiden hat. Also für ein geschlossenes Existenzsystem, daß in traditionellen gesellschaftlichen und ethischen Bahnen verläuft: Ehe, eine Arbeit fürs Leben, unveränderliche Kennzeichen innen und außen. Kierkegaard hat diese Selbstdeutung so überzeugend formuliert, daß für die Forschung Wilhelm bis heute das Vorbild und Johannes das Zerrbild eines guten Erdenbürgers geblieben ist. Dabei hätten schon die Zeitgenossen stützen müssen, denn dem, was da Kierkegaard an Wilhelm so lobt, ist er selbst zeitlebens ausgewichen. Er hat es sowohl verstanden seine Verlobung platzen zu lassen, als auch jede Chance auf eine staatliche Stelle persönlich zunichte gemacht. Und wie um ein letztes Signal zu setzen, ist er just in dem Moment gestorben, als das väterliche Vermögen aufgebraucht war, er also des weiteren sein Leben hätte gänzlich umstellen müssen.

Aber nicht nur seine Biografie widerspricht der Selbstdeutung, sondern auch seine Bücher. In "Entweder-Oder" ist es der Herausgeber, ein Mann namens Victor Eremita, der die entgegengesetzte Lesart vertritt. Die Figur des Victor Eremita hat Kierkegaard sich aus Eichendorffs "Ahnung und Gegenwart" ausgeliehen. Eichendorff ist nicht der einzige Autor, den es in Kierkegaards Werken zu entdecken gibt. Die deutschen Romantiker, von Novalis bis Hoffmann, von Tieck bis Jean Paul, sind wie das Papier, auf das er schreibt. Er übernimmt die Baupläne ihrer Romane und setzt sich mit ihrer Philosophie auseinander. "Entweder-Oder" etwa ist als Doppelroman ein Zwilling von Hoffmanns "Lebensansichten des Katers Murr". Kierkegaard verehrt und benutzt die romantische Literatur, und er beschimpft und lehnt sie ab. Sein Verhältnis zu ihr ist das Verhältnis zu seinen eigenen Schriften. Victor Eremita jedenfalls gibt sich ganz romantisch.

„Man trifft zuweilen auf Novellen, in denen von bestimmten Personen gegensätzliche Lebensanschauungen vorgetragen werden. Das endet dann zumeist damit, daß der eine den anderen überzeugt. Statt, daß die Anschauung für sich sprechen muß, wird der Leser mit dem historischen Ergebnis bereichert, daß der andere überzeugt worden ist. Ich halte es für ein Glück, daß diese Papiere diesbezüglich nichts mitteilen.“

Eine Überzeugung findet nicht statt. Das ist die simple Erfahrung, die der heutige Leser Kierkegaards macht. An anderer Stelle heißt es, daß "einander entgegengesetzte Verständnisse" als gleich möglich präsentiert werden sollen. Worauf es ankommt, ist nicht das, was die Texte als Resultate, Ergebnisse, Konsense anbieten, sondern das, was der Leser aus ihnen macht. Dabei würde Kierkegaard nicht sagen, daß ein Konsens prinzipiell unmöglich ist, wie das der Wortführer der Post-Moderne Jean-Francois Lyotard behauptet. Er ist nur nicht wünschenswert. Es ist besser für den Menschen, wenn ihm ein Dissens angeboten wird. Der wirkt seiner Trägheit entgegen, und er muß die Anstrengung auf sich nehmen, selbst zu entscheiden. Menschen leiden an der Konsenssehnsucht, an dem Ein-für-allemal-Komplex. Sie hassen die Bewegung, gerade dann, wenn sie sich am schnellsten zu bewegen scheinen. Der Mensch und also der Leser sollen sich "offenbar" werden darin, wie sie urteilen. Auch in Kierkegaards Texten existiert kein Plan, es sei denn im Kopf des Autors. Aber da der Autor tot ist und der Leser lebt, gibt es nur die Reaktion des Lesers - auch wenn die ein Lachen ist. Entweder-oder? Ein Pamphlet im Sinne der Post-Moderne und ein Schwank über die hermeneutische Diktatur. Was heißt es, wenn ein Philosoph sich wünscht, die Lacher auf seiner Seite zu haben? Gegen welche andere Reaktion wendet sich das Lachen? Was ist im allgemeinen der Wunsch des Philosophen?

Sokrates, der für Kierkegaard ein sehr wichtiger Lehrer war, überzeugt in Diskussionen seine Gesprächspartner von dem, was er für richtig hält. Jemand wird überzeugt, daß das, was er meint, falsch ist und etwas anderes richtig. Philosophen sind Profis in Sachen Rechthaben. Sie erzielen in strittigen Fragen Übereinstimmung dadurch, daß sie mit besseren Argumenten für wahr Gehaltenes als falsch entlarven und Wahrem zu Achtung und Geltung verhelfen. Die Mittel, mit denen sie diese Erfolge erzielen können, sind Vernunft und Logik. Damit aber nicht genug. Es gilt in

der Philosophie zudem für ausgemacht, daß die Problemlösungen allgemein akzeptabel und zeitlos gültig sind. Denn was nach den Regeln der Vernunft erkannt wird, ist entweder richtig oder der Philosoph hat die Regeln falsch angewendet. Daß das häufig passiert, hat es verhindert, daß die großen Fragen schon vor langer Zeit ein für alle Mal beantwortet wurden. Bis hier hin nickt der 'Magister der Ironie' beifällig. Keine Einwände. Bis hier hin sind das für Kierkegaard lustige, langweilige, brillante oder abstruse Planspiele, Geschichten eben. Warum sollte Platon nicht diese unerhört poetische und phantasievolle Ideenlehre erfinden? Warum sollte er nicht diesen überaus raffinierten Erziehungsroman, die "Politeia" schreiben? Den entscheidenden Schnitzer, der den Philosophen unterläuft, verursacht erst der folgende Schluß. Was sie als Wahrheit erkannt zu haben meinen, was sie für sich in ihren Büchern und nach den Regeln der Vernunft erfunden haben, soll Wirklichkeit sein. Philosophische Wahrheit und Wirklichkeit sollen übereinstimmen. Genau hier widerspricht Kierkegaard. Wer so denkt, wie Hegel etwa, ist für ihn bloß komisch. Wahrheit und Wirklichkeit haben soviel miteinander zu tun wie Dantes "Göttliche Komödie" mit Himmel, Hölle und Fegefeuer. Kierkegaard, oder sagen wir genauer: seine Schriften plädieren für einen lachenden Philosophen, für eine fröhliche Wissenschaft. Wie Nietzsche nach ihm hofft auch er auf den Bund des "Lachens mit der Weisheit". Und Nietzsches "Rangordnung der Philosophen", je nach dem Range ihres Lachens, hätte ihm sicher gefallen.

Der Titel "Entweder-Oder" entpuppt sich so gesehen als die Provokation eines Denkens, das der traditionellen Philosophie eine Absage erteilt. Die behauptet: Entweder ist etwas richtig erkannt und beurteilt worden oder falsch. Einer muß Recht haben. Das ist die intellektuelle Zweiklassengesellschaft derer, die Recht haben und derer, die öffentlich bekennen müssen, kein Recht zu haben. Dagegen setzt Kierkegaard: Das "Entweder-Oder" funktioniert immer nur in einer Welt, in der Platons, in der Hegels oder in der eines anderen Philosophen. Nur wer in einer platonischen Welt lebt, muß die Ideenlehre akzeptieren, nur dort ist sie wahr. In der Wirklichkeit aber hat der Mensch das Recht zu lachen. Das Lachen ist die Indifferenz, das Unentschieden, das sowohl-als auch, ja sogar die Verweigerung. Das Lachen kann die höchste Form des Applauses sein oder der beschämteste Ausdruck der Ablehnung. Beides! Der lachende Mensch liest und interpretiert den Brief, der selig machen kann, immer wieder neu, immer wieder anders. Ihm gefällt

Johannes besser als Wilhelm, aber es kann sein, daß er in manchem Wilhelm folgt. Er verzichtet auf Macht, Schönheit oder langes Leben und wünscht sich das Lachen seiner Zeitgenossen. Daß Kierkegaard ein überaus witziger Schriftsteller ist, hat darin seinen Grund. Als humoristischer Autor ist er lange ignoriert worden. In einem seiner frühen Bücher parodiert er die romantische Theorie des Fragments. Dort plädiert er dafür, das Buch durch das Vorwort zu ersetzen. Er reiht Argumente aneinander und verrenkt sich in dialektischer Beweisführung, bis er schließlich den Grund für diese Theorie aufdeckt. Die Ehefrau, schon seit langem mißtrauisch, hatte ihn beim Schreiben erwischt und ihm das offizielle Geständnis abgefordert, daß er im Begriffe sei, Schriftsteller zu werden. Schriftstellerei aber, so ihre Diagnose, sei die schlimmste Form ehelicher Untreue. Am Ende verspricht der ertappte Ehemann, nicht Schriftsteller zu werden, erhält aber die Erlaubnis, "Vorworte" zu schreiben.

Die Philosophie des Lachens oder post-modern: die Dekonstruktion des "Entweder-Oder" kehrt in unzähligen Masken, in immer neuen Verkleidungen und in den verschiedensten Geschichten wieder. Es ist die humoristische Gasse und zugleich das Zentrum der Kierkegaardschen Welt. Die alte Anekdote von Diogenes und den Eleaten ist ein gutes Beispiel. Die Eleaten, eine griechische Philosophenschule, leugneten die Bewegung. Mit den Mitteln der Logik bewiesen sie, daß es Bewegung nicht geben könne. Daraufhin kommt Diogenes zu ihnen, verbeugt sich und läuft ein paar mal in ihrer Schule auf und ab. Dann nickt er ihnen zu und geht. Das ist der wahre Philosoph, sagt Kierkegaard. Zum einen zeigt er, daß es in der Wirklichkeit sehrwohl Bewegung gibt, auch wenn die Logik dem widerspricht. Zum anderen kommt seine Widerlegung ganz ohne Worte aus und zwingt den Gegner auch nicht dazu, seinen Irrtum einzugestehen. Es ist eher ein kurzes Theaterstück, mit dem Diogenes zu zeigen versucht, wie er über das Problem denkt. Auch hier findet eine Überzeugung nicht statt. Man muß sich die Philosophiegeschichte überhaupt vorstellen als ein Verwandlungsdrama. Nur daß manche Schauspieler meinen, sie spielten nicht. Oder, in Form einer Anekdote:

„Was die Philosophen über die Wirklichkeit sagen, ist oft ebenso irreführend, wie wenn man bei einem Trödler auf einem Schilde liest: Wäschemangel. Würde man mit seiner Wäsche kommen, um sie mangeln zu lassen, so wäre man angeführt; denn das Schild steht dort nur zum Verkauf.“

Die Autoren der Post-Moderne, Jacques Derrida, Michel Foucault, Jean Francois Lyotard oder Paul de Man etwa, haben sich bemüht, die traditionellen Kategorien, Systeme und Theorien zu relativieren. Dabei benutzen sie vor allem eine Methode, die man als Detailismus bezeichnen könnte. Ein kaum beachteter Text Rousseaus, eine Fußnote Kants, der Absatz eines Briefes von Nietzsche: darin suchen sie neue Zugänge zu klassischen Texten, damit glauben sie, überkommene Beurteilungsmuster verändern zu können. Also: weder das Anerkannte ist von Interesse, ein bestimmter Kanon von Hauptwerken z.B., noch sind die Dinge so, wie sie überliefert sind, zu akzeptieren. Das Detail interessiert, durch es verändert sich das scheinbar Unabänderliche. Eben diese Methode hat Kierkegaard in "Entweder-Oder" unnachahmlich in eine Geschichte verwandelt. Sie demonstriert zugleich seinen Stil.

„Es war ein Mensch, dessen Geschwätz ich mir dank eines bestehenden Lebensverhältnisses notwendigerweise anhören mußte. Bei jeder Gelegenheit war er mit einem kleinen philosophischen Vortrag bei der Hand, der äußerst langweilig war. Der Verzweiflung nahe, entdeckte ich plötzlich, daß er ungewöhnlich stark schwitzte, wenn er sprach. Dieser Schweiß zog nun meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich sah, wie die Schweißperlen sich auf seiner Stirn sammelten, sich darauf zu kleinen Bächen vereinigten, an seiner Nase herunterrannen und in einem tropfenförmigen Gebilde endeten, das an der äußersten Nasenspitze hängen blieb. Von diesem Augenblick an war alles verändert; ich machte mir sogar eine Freude daraus, ihn anzuspornen, mit seiner philosophischen Belehrung zu beginnen, nur um den Schweiß auf seiner Stirn und an seiner Nase zu beobachten.“

Vielleicht gibt diese Anekdote das gelungenste Bild des Verhältnisses der post-modernen Philosophen zur Philosophiegeschichte. Sören Kierkegaard hätte die Post-Moderne gewiß entschieden abgelehnt, aber er hätte auch entdeckt, daß seine Texte ihr in Wesentlichem ähneln. Er hält hartnäckig an der Tradition fest, er betont ohne Unterlaß, daß das, was er schreibt, ja gar nicht das ist, was er eigentlich sagen will. Darin unterscheidet er sich von den Post-Modernen, die seine Fragen stellen und seine Mittel nutzen. Nur ohne schlechtes Gewissen, ohne den Kokon des christlichen Glaubens. Kierkegaard hat einmal für seine Schriften das Bild der

chinesischen Schachtel benutzt: in jeder Schachtel steckt eine neue, kleinere Schachtel. Das Bild gilt für sein Werk ebenso wie für sein Denken. Auch er kennt die Angst vor der letzten Schachtel, aber sein christlicher Glaube läßt immer wieder, wie durch einen Zauber, eine neue Schachtel in die letzte springen. Auch darin besteht die Bewegung seiner Texte. Die Post-Modernen fürchten dagegen die letzte Schachtel wie den letzten Satz, der das Ende der Geschichten anzeigt. Und wie bei Scheherazade ist dies das einzige Ereignis, das niemals eintreten darf.